

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 9

Rubrik: Bücherbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

im vergangenen Jahrzehnt haben die Selbständigerwerbenden weiter an Zahl abgenommen, während die Zahl der unselbständig Erwerbenden sich weiter beträchtlich vermehrt habe. Heute stehen 371,000 Selbständigerwerbende 802,000 Arbeitern, Hilfsarbeitern und unteren Angestellten gegenüber.

Bisher seien es vorwiegend ideale Fragen gewesen, die bestimmte Volksgruppen zu politischen Parteien zusammengeführt haben. Erst seit einigen Jahren sei neben der Berufspartei der Sozialdemokraten die reine Berufspartei die Bauern- und Gewerbspartei entstanden. Letztere allerdings in einem für sie ungünstigen Zeitpunkt. Während sie vor 100 Jahren noch Aussicht gehabt hätte, die politische Macht zu erringen, müsse sie heute als Minderheitspartei bei dieser oder jener Nebenpartei Anschluß und Hilfe suchen. Es sei daher ein Fehler, reine Berufsverbände zu politischen Parteien umkrempleln zu wollen.

Unflug wäre es auch, die drei großen Produktionszweige der Landwirtschaft, der Industrie und des Gewerbes zu einer einzigen großen „Produzentenpartei“, die die absolute Mehrheit des Schweizer Volkes auf ihrer Seite haben sollte, zusammenzuschließen. Denn abgesehen von der Unmöglichkeit ihres praktischen Zustandekommens, würde der kleinste Versuch eines Rechtskurzes für die großen historischen Parteien verhängnisvoll werden. Denn dann würden sich weitere Massen von Unselbständigerwerbenden, wie Beamte, untere Angestellte, Festbesoldete der sozialdemokratischen oder einer besonderen Linkspartei zuwenden. So müsse die freisinnig-demokratische Partei nach wie vor darauf bedacht sein, keine Standes-, Berufs- oder Klassenpartei, sondern eine alle Kreise in sich schließende Volkspartei zu bleiben. D.

Bücherbesprechungen

Der Adlerflug über Rhein und Äquator.*)

Gemeint ist der Flug des französischen Adlers, d. h. die französische Rhein- und Kolonialpolitik. Es ist ein kleines Büchlein und darum ist es keine ausführliche Darstellung, aber sie ist wertvoll, einmal weil sie von einem dänischen Schriftsteller herrührt und sodann um zweier Tatbestände willen, von denen der eine dank einer geschickten Behandlung der öffentlichen Meinung und der andere wohl mehr aus Mangel an Unterrichtung unserer Zeitungen noch nicht recht zur allgemeinen Kenntnis gelangt ist. Der Verfasser führt nämlich drei französische militärische Schriftsteller an, welche in kurz vor dem Kriege erschienenen Büchern ebenso männlich wie eindrucksvoll gegen den Pazifismus als eine Art der Feigheit, weil er die Mannhaftigkeit eines Volkes schwäche, und für eine kriegerische Gesinnung auftraten. Oberstleutnant Montaigne feiert Blüchers Tat, als er bei Wigny zu Boden geworfen, seine fliehenden Soldaten zum Stehen brachte, und sie aus der Niederlage zum Siege bei Waterloo herum warf, als das schönste Manöver, das er auf Erden habe ausführen sehen. Aus Gronards Krieg, der kommen kann (1913), ist wiedergegeben, wie sich der Verfasser, der dann folgenden Geschichte ziemlich nahekommend, den Kriegsausbruch denkt: Österreich wird gegen Serbien vorzugehen gezwungen sein, Rußland wird Serbien helfen, Deutschland nach Osten bedeutende Kräfte abgeben und dann kann die französische Heeresleitung mit ungebrochener Stärke im günstigsten Augenblick zum Angriff gegen den deutschen Nachbarn vorgehen und wird es tun müssen. Solche Äußerungen werden nicht hervorgehoben, um an den französischen Offizieren Kritik zu üben; durchaus nicht, denn sie haben von ihrem Standpunkt aus richtig gedacht. Aber hat der preußische Militarismus, z. B. durch den Mund

*) Karl Larsen: Der Adlerflug über den Rhein und den Äquator, Reimar Hobbing, Berlin 1924.

Bernhardis etwas anderes verkündet? Aus dem zahlreichen Schrifttum, das vor dem Kriege von den Leuten der *action française* zur Aufstachelung der Vaterlandsliebe und des Mutes und des Vertrauens auf Frankreichs Stern erschienen ist, werden ebenfalls einige bedeutsame Äußerungen mitgeteilt.

Wichtiger ist aber noch, was sich in der Gegenwart abspielt, wie man sich nämlich in Frankreich anschickt, die farbigen Mitbürger in den französischen Staat einzugliedern. Man verschließt sich nicht ganz der drohenden Gefahr, die aus dem mächtig gestiegenen Selbstbewußtsein des für die Zivilisation in den Kampf gezogenen Negers, wofür sehr deutliche Kundgebungen mitgeteilt werden, entstehen muß und man sucht ihr durch möglichste Gleichstellung des Negers in der Republik vorzubeugen. Als nach dem Kriege berichtet wurde, amerikanische Reisende hätten dagegen Einspruch erhoben, daß in den feinen Salons von Paris auch Farbige mit ihren weißen Damen anwesend seien, da hat die leitende öffentliche Meinung in Frankreich augenblicklich dagegen sich verwahrt, und Poincaré schrieb an einen farbigen französischen Abgeordneten einen Brief, worin er die „Taktlosigkeit“ der Amerikaner scharf tadelte. Die führende französische Kolonialzeitung „*La dépêche coloniale*“ behauptete, die Amerikaner seien in dieser Frage „Barbaren“, die nichts gelernt und nichts vergessen hätten. Und wie den Franzosen das große Wort immer zur Verfügung steht, versicherte der Kolonialminister, alle sechzig Millionen farbige Untertanen Frankreichs seien nicht nur Menschen mit Menschenrechten, sondern auch Mitglieder der großen französischen Familie. Damit habe Frankreich den Fortschritt zur Schaffung einer Menschheit und einer internationalen Moral machen wollen; und es könne nicht einräumen, daß es der Veredelung unzugängliche Rassen gebe. Das sind Worte, mit welchen die Welt darüber getäuscht werden soll, daß es sich für Frankreich nur um die Lösung der militärischen Frage handelt: wie kann es die Farbigen für sein Heer heranziehen und was macht es nachher mit ihnen? Das Büchlein Larsens läßt einen fragen: welche unserer Zeitungen uns zuverlässig über solche außerordentlich wichtigen Angelegenheiten berichtet, denn daß von den Farbigen eines Tages schwere Erschütterungen ausgehen werden, muß man als sicher annehmen.

Gerhard Boerlin.

Geheime Mächte.

Internationale Spionage und ihre Bekämpfung im Weltkrieg und heute. Von Oberst W. Nicolai. Im Weltkrieg Chef des Nachrichtendienstes der deutschen obersten Heeresleitung. 2. Auflage. Leipzig 1924. Verlag von A. F. Kochler.

Der Verfasser behandelt auf 184 Seiten den heiklen Stoff sehr geschickt und belehrt über Vieles, was leider auch uns Schweizer angeht. Nicolai scheint eine allgemeine Kenntnis über Art und Wege des Nachrichtendienstes auch für diejenigen Staaten notwendig, die „— weil sie keinen Nachrichtendienst haben, — von seiner Bedeutung kaum ausreichende Vorstellung besitzen, und deshalb nicht ahnen, wie sie in ihrer politischen Freiheit und in ihrem Volkstum von denjenigen mächtigen Staaten bedroht sind, die aus dem Weltkrieg als Meister des Nachrichtendienstes und der aus ihm geborenen politischen Propaganda hervorgegangen sind“ (S. 8).

Also ohne Nachrichtendienst kann kein großer Staat bleiben und aus Nicolais Buch lernen wir z. B. verstehen, warum gerade Frankreich am lautesten über die Spionage der Andern gejammert hat, besitzt es doch den ältesten Nachrichtendienst, dem es mit unbeschränkten Mitteln die größte Ausdehnung gegeben hat und der auch jetzt noch als eine Hauptstütze der französischen Macht gilt.

„Im französischen Ministerium des Auswärtigen umfaßt heute der Nachrichtendienst in sechs gesonderten Abteilungen die diplomatische, innerpolitische, militärische, technisch-industrielle, wirtschaftliche Erkundung und Propaganda und die Sicherung dieser Gebiete im eigenen Lande gegen fremden Nachrichtendienst. Das diplomatische und innerpolitische Arbeitsgebiet steht an der Spitze der

übrigen. Es bedeutet die Propaganda für französische Politik in der Welt und die innerpolitische Propaganda innerhalb desjenigen Staates, der jeweils den politischen Zielen Frankreichs gefügig gemacht werden soll" (S. 165).

Der deutsche Reichstag bewilligte vor dem Kriege seinem Generalstab jährlich 300,000 Mark für den gesamten Nachrichten- und Abwehrdienst, welche Summe 1912 auf 450,000 Mark erhöht wurde. Im Kriege standen dann reichliche Mittel zur Verfügung. Rußland hat für diesen Zweck 1912 etwa 13 Millionen Rubel und im letzten Halbjahr vor dem Kriege 26 Millionen Rubel ausgegeben.

Oberst Nicolai schont seine Landsleute keineswegs. Während er wiederholt die Vaterlandsliebe der Franzosen und Belgier in Sachen des Nachrichtendienstes preist und auch für die soldatische Treue der Russen warme Worte findet, vernehmen wir, wie leicht die Feinde Deutschlands vor und im Kriege unter den Deutschen Leute für Spionagezwecke fanden. Sollen doch sogar deutsche Offiziere noch im Frieden die Artillerie- und Ingenieurschule unter französischer Anleitung vollkommen ausgestohlen haben. Was nicht verschwinden durfte, wurde mit französischer Hilfe photographiert (S. 25). An zahlreichen Beispielen zeigt Nicolai, wie insbesondere die Elsaß-Lothringer im Spionagedienst gegen das Reich an erster Stelle standen; aber es kann einen Schweizer auch sehr nachdenklich stimmen, wenn er vernimmt (S. 97), daß der Verein Dante Alighieri „in engster Verbindung mit dem Nachrichtendienst des italienischen Generalstabes" stand.

Zwischen dem deutschen und französischen Nachrichtendienst bestand der Unterschied darin, daß der französische bei den Beamten der Republik und bei den Vertretern Frankreichs im Ausland (besonders bei den Konsulaten!) jede gewünschte Förderung willig fand, während die deutschen eine Unterstützung des Generalstabes ablehnten, weil es sich ja um eine militärische Angelegenheit handle, die den nicht militärischen Amtsstellen, gerade im Ausland, nur Ungelegenheiten bereiten könnte. Selbstverständlich lagen die Verhältnisse beim englischen und russischen Dienst gleich wie bei Frankreich.

Bezeichnend für die bedenkliche Harmlosigkeit der deutschen Politiker ist die Feststellung Nicolais, daß alle Berichte des Nachrichtendienstes über den unbeugsamen Vernichtungswillen des Feindes bei ihnen nur auf unglaubliches Lächeln stieß und den unzerstörbaren Glauben an eine Verständigung nicht zu erschüttern vermochte. Hierbei entfährt Nicolai der Ausruf: „Kein Schwindel ist zu plump, der nicht in Deutschland geglaubt wird" (S. 169). Der schweizerische Leser wird unwillkürlich diese geographische Einschränkung erweitern.

Die Schweiz und Holland spielten die Hauptrolle für den Nachrichtendienst aller Kriegführenden. Man lese die Einzelheiten darüber bei Nicolai nach. Wir sollen daraus lernen, wie auch wir ein Ziel geheimer Mächte werden können oder es schon sind, und daß wir durchaus keinen Grund haben, gar so selbstgefällig und festfreudig dahinzuleben.

Emil Garrau.

Das Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich und seine Veröffentlichungen.

Nach 1870 hat ein großer Teil der ganz französisch gebildeten und führenden Oberschicht freiwillig Elsaß-Lothringen verlassen. Mit ihrem Anhang machten sie über 100,000 Menschen aus, gegen 10 % der Bevölkerung. Sie brachten Frankreich einen fühlbaren Zuschuß von Arbeitskraft und Arbeitswillen. Unter den Führern der französischen Wirtschaft, im Offizierskorps, in den Reihen der Gelehrten und Künstler Frankreichs finden wir so weiterhin die deutschelsässischen Namen in großer Zahl. Diese Auswanderer pflegten das Andenken an ihre Heimat mit leidenschaftlicher Liebe. Aus diesen und gleichfühlenden französischen Kreisen sind in den 50 Jahren zwischen dem Frankfurter Frieden und dem Weltkrieg eine Unmenge von Schriften über die beiden Provinzen hervorgegangen. Man beschäftigte sich jetzt mit dem Elsaß viel

eingehender als je vorher. Neben der Masse der rein von den politischen Leidenschaften des Tageskampfes beherrschten Erzeugnisse sind auch viele dauernd wertvolle Arbeiten über Art und Geschichte Elsaß-Lothringens zu Stande gekommen.

Eine ähnliche Erscheinung erleben wir heute auf der Gegenseite. 1918 und 1919 mußten über 150,000 Deutsche, zugewanderte Angehörige der verschiedenen deutschen Länder und deutschfreundliche Altelsässer, das Land verlassen. Die Masse der Beamten, die Professoren an der Straßburger Universität, viele Lehrer der Mittelschulen, die Leiter der Archive und Bibliotheken, Geistliche, Ärzte u. s. w. wurden gezwungen, Hals über Kopf wegzuziehen. Wieder verlor das Land so einen großen Teil der geistig führenden Schicht. Auch diese unter Verlust ihres Vermögens auf die härteste Art Vertriebenen nahmen doch die Liebe zu dem verlassenen Lande mit und pflegten in der Zerstreuung über ganz Deutschland das Andenken an das verlorene Reichsland. So haben denn auch eine Menge von Schriften über Elsaß-Lothringen in den letzten Jahren das Tageslicht erblickt. Darunter befinden sich verschiedene grundlegende Arbeiten, vor allem mehrere zusammenfassende Werke über die Geschichte des Landes. Kurz, die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem ehemaligen Reichsland ist heute in Deutschland so stark wie nur je.

Diese Bestrebungen haben einen zusammenfassenden Mittelpunkt gefunden in einem „Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“. Es ist 1920 gegründet worden und hat seinen Sitz im Gebäude der Universität in Frankfurt a. M. Seine Aufgabe soll die Förderung aller wissenschaftlichen Beschäftigung mit Elsaß-Lothringen sein. Heute, nach einer Tätigkeit von drei Jahren, kann man sagen, daß es diese Aufgabe in weitem Maße erfüllt. Es wirkt auf seinem Gebiet nicht nur stützend und fördernd, sondern auch anregend und neu schaffend. Der Aufbau einer elsäß-lothringischen Spezialbibliothek schreitet rasch fort. Die Hauptarbeit aber liegt in der Herausgabe einer stattlichen Reihe von eigenen Schriften von der streng wissenschaftlichen Urkundensammlung bis zum Novellenbändchen. Sie können hier nicht alle erwähnt werden, aber auf einige muß doch aufmerksam gemacht werden.

Am weitesten fortgeschritten ist die Herausgabe der Werke der elsässischen Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts, also der kulturellen Blütezeit des Landes. Mit diesem Unternehmen wurde schon vor dem Kriege in Straßburg begonnen, die Fortsetzung erfolgt nun in Frankfurt. Bereits ist ein Band von Thomas Murner erschienen, ein zweiter in Vollendung. Weitere und dazu die Werke von Johannes Fischart sollen folgen. Hieher gehört auch die Herausgabe der zweibändigen Fischartbiographie von Hauffen. Auf dem Gebiete der Geschichte hat das Institut ebenfalls die Vollendung eines in Straßburg schon begonnenen Unternehmens übernommen, der Regesten der Bischöfe von Straßburg. Der erste Band ist schon 1908 erschienen und nun erscheint die erste Lieferung des zweiten Bandes. Auch hier reiht sich an die Quellenveröffentlichung eine Bearbeitung: Die Geschichte der Straßburger Bischöfe im Investiturstreit von Scherer. Mehr landeskundlichen Charakter hat die vortreffliche Arbeit von König über Deutsch-Lothringen, die seinerzeit hier ausführlich besprochen wurde. Erstklassig sind in ihrer Art die prachtvollen Bilder sammlungen von Paul Wolff über Alt-Straßburg und die Vogesen. In den kleinen Bändchen der Hausbücherei des Instituts sind u. a. elsässische und lothringische Sagen, dann Erzählungen von Friedrich Lienhart und Marie Hart erschienen.

Die ganze Arbeit des Instituts wird zusammengefaßt in seinem Jahrbuch. Die drei bereits vorliegenden Bände enthalten geschichtliche, kunstgeschichtliche, wirtschaftsgeschichtliche, literarische Arbeiten erster Fachmänner. Besonders schätzenswert ist aber die elsässisch-lothringische Bibliographie, eine Fortsetzung der früher in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins erschienenen Übersichten. Auch die Pariser „Revue historique“ gesteht diesem

Jahrbuch seinen Wert zu, ohne Zweifel in diesem Falle das beste mögliche Lob.

Überblickt man alle diese Veröffentlichungen, so wird man nur feststellen können, daß hier in einer außerordentlich schwierigen Zeit, wo so manches alte Unternehmen zum Stillstand gekommen ist, eine sehr wertvolle und anerkennenswerte Arbeit geleistet worden ist.

Hektor Mann.

Politisches Schrifttum.

Im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen erscheint ein Band politischer Aufsätze des berühmten, unlängst allzufrüh verstorbenen Theologen **Ernst Tröltzsch**, mit dem Titel „**Spektatorbriefe**“. Unter diesem Decknamen hatte er die Jahre nach dem Kriege im „**Kunstwart**“ (welcher mit der Instinklosigkeit, in seinen Spalten derartig scharf innerpolitisch Partei zu nehmen, wie es hier geschieht, erwies, daß seine große Zeit vorbei ist) regelmäßige Berichte aus Berlin veröffentlicht. Tröltzschs theologischer Standpunkt sympathisierte stark mit der individualistischen Geist-Lehre der lutherischen Sekten (während er das orthodoxe Luthertum mit dem späteren Luther ins Mittelalter verwies); die gewisse Halt- und Substanzlosigkeit dieses Standpunktes suchte er durch Anlehnung an die Willenskraft des Calvinismus auszugleichen, für dessen inneres Verständnis er Großes geleistet hat. Tröltzsch, ein glänzender Redner, mit der Gabe elementarer Wirkung auf lebendige Menschen bedacht, war von einem starken Expansionsdrang und ruhelosen Ehrgeiz befeelt. Nachdem er sich in dem friedlichen Forum der Ersten Badischen Kammer im dort üblichen nationalliberalen Sinne betätigt hatte, stürzte er sich nach seiner Berliner Berufung mit Eifer in die große Politik. Diese Übersiedlung hat ihn wissenschaftlich kaum gefördert, sondern seine Arbeit bei Überschätzung der Tageserscheinungen in die Breite gestreckt — eine typische Wirkung der Großstadt mit ihrem dauernden Zusammenströmen anregender und angeregter Geister bei mangelhafter Gelegenheit zu Sammlung und ruhiger Verarbeitung —; sein letztes Werk, „**Die Probleme des Historismus**“, steht nicht mehr auf dem Niveau der „**Christlichen Soziallehren**“, welche denn doch den Stoff von einer anderen Höhe der Betrachtung aus meistern. Und ebenso wie überhaupt der Übergang zur Philosophie seinem innersten Wesen Abtrag tat, so auch die Politik. Es kann sich hier nicht darum handeln, zu seinem politischen Standpunkt (welchen wir nicht teilen) inhaltlich Stellung zu nehmen. Zuerst trat er mit ihm stärker hervor, als er im Frühjahr 1918 mit äsender Feindseligkeit gegen rechtsstehende Volksgenossen für die „**Demobilisierung der Geister**“ eintrat — mitten im Kriege eine etwas seltsame Parole, die aber auf intellektuelle Kreise teilweise eine starke und verhängnisvolle Wirkung ausübte. An sich mochte es einen guten Sinn haben, im Krieg für eine gewisse Mäßigung in Anbetracht der von Anfang an fast verzweifelten Lage und der immer begrenzteren Kräfte einzutreten. Immerhin blieb es geboten, angesichts der starken und damals schon größtenteils aufgedeckten Faktoren, welche auf die Niederlage aus Doktrinarismus oder innerpolitischer Machtgier hinarbeiteten, nach dieser Seite eine scharfe Abgrenzung vorzunehmen und über die rein sachliche und national zweckhafte Bedingtheit der eigenen Stellungnahme keinen Zweifel zu lassen. Dies geschah aber nicht, sondern schon damals machte sich in formaler und persönlicher Hinsicht an dieser Art Politik zu machen, ein penetranter und unerfreulicher Beigeschmack geltend, und der ist denn auch, welcher dem vorliegenden Buch seinen Stempel gibt. Inhaltlich erscheinen diese Aufsätze wirklich, auf welchem politischen Standpunkt man auch stehen mag, herzlich wenig bedeutungsvoll; nirgends erheben sie sich über die Höhenlage eines mittelmäßigen Zeitartikels, der mit dem Tage seinen Dienst getan hat und daher keinen Anlaß zu Abdruck in einem Buch und dauernder Aufbewahrung bietet. Abgesehen davon, daß die starke Kürzung und siebende Auswahl des Originals keine Gewähr bietet, ob nicht die von der Entwicklung allzu offenbar ins Unrecht gesetzten Stellungnahmen weggeblieben seien, finden sich auch in dem stehen gebliebenen Text Urteile genug, welche jeder Politiker,

gleichgültig welcher Richtung, nur als leicht und schief bezeichnen kann. Und was schlimmer ist, das Persönliche spielt, wie wir schon andeuteten, eine große Rolle. Allerorts ist mit Händen zu greifen, wie persönliche Zurücksetzungen, Einbußen und Ressentiments einen bestimmenden Einfluß auf die Urteilsbildung ausübten, wenig sympathische Klatschgeschichten nehmen einen nicht geringen Raum ein, und oft genug kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, wie stark hier das Bedürfnis war, auf jeden Fall eine Rolle zu spielen, mit dabei zu sein, seine Finger in dem Gespinnst der Politik zu haben und als der Informierte, an der Quelle Sitzende und mit ungeheuren, dem gewöhnlichen Bürger verschlossenen Geheimnissen Umgehende zu erscheinen, welche jedes von schlichten und elementaren Gesichtspunkten aus gebildete Urteil gänzlich zu blamieren imstande wären. Wir kennen diesen Typus in Deutschland aus der Kriegs- und Nachkriegszeit zur Genüge; seine Wirkung war schlechthin verheerend. Einer seiner Grundzüge ist die ungeheure Überschätzung des Tageskleintrams, welche alle großen Linien aus dem Auge verliert. Tröltzsch war eben darin schließlich doch ganz wilhelminisch, ein Aufhäufel von bloßem Gedankensstoff, ein Problematiker, der bei gänzlich unausgefülltem Orte der Lösung und Synthese ruhig und nicht ohne Selbstgenuß bestehen konnte. Das Drängen der jungen Generation auf neue organische Formung konnte er nicht mehr mitleben, und auch politisch war ihm der Ersatz für eigene Gestaltung der „bewußte Anschluß an den Westen“, welchem er ja auch in seiner Analyse des Protestantismus zuneigt. Das verleugnet sich nirgends. Häufig kommt er auf das Versinken des intellektuellen Mittelstandes zurück, welcher der deutschen Geisteskultur sein Gepräge gegeben hatte. Wenn man so etwa die formale Demokratie und die soziale, ständische und geistige Amerikanisierung als ein bitteres Schicksal ansieht, aus dem man das Beste machen muß, so mag das angesichts der Zwangsläufigkeit der Entwicklung und der Ergebnislosigkeit und Undifferenziertheit der nationalen Bewegung einen Sinn haben. Allein das Hauptwort bleibt bei Tröltzsch doch immer die ganz positive und kompakte Begeisterung für die Ideale des „Berliner Tageblatt“, mit welchen eben die Aufrechterhaltung des Mittelstandes und einer notwendig auf ihn gegründeten Geisteskultur unvereinbar ist. Wenn auch die Ideenbewegung der Jungnationalen nirgends über Forderungen und Umreißungen hinausgekommen ist, so ist darum das alte westlerische und formaldemokratische Ideal heute nicht minder verbraucht, lügnerrisch und verderblich als vor fünf Jahren, und wir dürfen nicht müde werden, nach organisieren, uns gemäheren, kulturell und politisch zweckmäßigeren Formen zu suchen.

Wir reihen ein anderes Buch an, das in der allgemeinsten Einstellung viel Verwandtes hat; es ist von **L. T. Hobhouse** und heißt „**Die metaphysische Staatstheorie, eine Kritik**“ (Verlag von Felix Meiner in Leipzig); — mit jener ist im wesentlichen die Hegelsche gemeint. Auch die Notwendigkeit der Herausgabe dieser Übersetzung vermögen wir nicht einzusehen. In im ganzen zurückhaltender und wissenschaftlich-sachlicher Form werden hier Gedanken geboten, welche im Grund überaus geradlinig und primitiv sind, und in grobschlächtigerer Ausgestaltung einen erheblichen Teil der Kriegspropaganda gegen Deutschland bestritten haben. In Deutschland, das ist die letzte Schlußfolgerung Hobhouses, vergöttlicht man nach Hegels Vorgang den Staat, darum gibt es dort keine Moral, sondern nur Staatsraison; daher die Anzettlung des Krieges durch Deutschland, daher die bekannten Schandtaten des preußischen Militarismus (S. 15/6, 110, 150/1). Und ebenso plump wie diese Interpretation des Hegelschen Standpunktes ist die Polemik gegen ihn. Sie geht von der uralten Aufklärungsposition der Moral, Humanität, Demokratie, des Fortschritts, des Staates als Mittel zur individuellen Wohlfahrt aus; dies alles ist trotz umständlicher wissenschaftlicher Verpackung weder neu noch tief und geht grundfälschlich an Hegel vorbei. Im Großen Ganzen ist die englische Philosophie immer rein objektivistisch gewesen und ist aus einem tiefen Instinkt zur praktischen Lebendigkeit heraus nie dazu fortgeschritten, in die spezifische Bewegung des Ich einzutreten. Von einem solchen bloß partikularen, naiven, vorphilosophischen Standpunkt aus ist eine angemessene Kritik oder auch nur

ein Verständnis Hegels nicht möglich, zu welchem Hobhouse denn auch nicht an einem einzigen Punkt gelangt. Es ist ungemein einfach, jede Aufstellung Hegels von der dialektischen Gegenposition her zu bekämpfen, da er in Gottes Namen eben nicht beide Seiten der Sache auf einmal zur Sprache bringen kann. Dies Auspielen der sich ausschließenden und sich zum Ganzen ergänzenden polaren Positionen gegeneinander ist ein neckisches Spiel, welches (auch von Hegel abgesehen) über seinen tieferen Sinn hinaus in einer ganz untergeordneten und vorläufigen Form einen Großteil menschlichen Geisteslebens ausfüllt. Wenn Hegel sagt: Was ist, ist vernünftig, so erwidert Hobhouse etwa, wie kann man so etwas sagen, es gibt doch so viel Unvernünftiges und außerdem lähmt das ja den Tätigkeitsdrang. Von diesem Kaliber Tiefsinn ist das ganze Buch. Und wo Hegel die höhere dialektische Einheit namhaft macht, da weist ihm Hobhouse mit höchst spaßhafter Ernsthaftigkeit „Verwechslungen“ nach (in Deutschland sagt man vom selben Standpunkt aus: „Äquivokationen“). — Soweit aber Hegel eine Seite der Welt mehr hervorhebt als die andere, so ist es immer die positive, welche als solche der negativen unvergleichlich überlegen ist. Im Gebiete des Staatslebens ist aber das Positive ganz zweifellos die Einordnung, das Hinnehmen der positiven Werte und Güter der überindividuellen Wesenheit, die Bejahung des Gemeinsamen, Gesamtheitlichen und Übereinstimmenden. Für die übergroße Mehrzahl der Menschen bedeutet allein diese Haltung Wert, Würde und Wesen; Protest, Abhebung, Loslösung ist nur bei wenigen großen und selbständigen Geistern nötig und fruchtbar, ergibt aber bei der Masse nur freche Ehrfurchtslosigkeit und nihilistische Entwurzelung. Das sah Hegel gegenüber der Aufklärung, welche in ihrer unorganischen Art nur für die Ausnahmen, das Ungewöhnliche und Sensationelle Sinn hatte und den Fall des aus sich selbst der Gemeinschaft gegenüber tretenden schöpferischen Individuums in sinnlosem Rationalismus verallgemeinerte. Und außerdem hatte Hegel eine lebendige Anschauung dieser Dinge vor Augen. Von jeher krankte Deutschland an einer Freiheit aller geistigen Werte und Maßstäbe, welche ihre Autonomie bis zum äußersten gegen jede Selbsterhaltung der Gemeinschaft durchsetzten. So ging Deutschland am konfessionellen Gegensatz staatlich zu Grunde, während die Weststaaten seinen inneren und äußeren Austrag durch die Staatsraison unterbanden; so ging es 1918 von neuem durch den sozialen Gegensatz, welcher nirgends derart zur reinen, alle anderen Einordnungen bekämpfenden Doktrin ausgebaut wurde, wie in Deutschland. In Deutschland waren von jeher und sind heute mehr denn je riesige Parteienkomplexe und Organisationen geistiger Prinzipien vorhanden, die entweder dem Staat durchaus polemisches gegenüberstehen oder wenigstens rücksichtslos quer durch seine Kraftlinien mit ihren Tendenzen und Konsequenzen hindurchschneiden. Hegel hatte als das Ergebnis ebenso wie wir die Ruine des deutschen Reichs vor Augen und schrieb eine Schrift darüber, in welcher er mit Recht zu der Folgerung gelangte, daß dies Konglomerat disparater Prinzipien kein Staat sei. Als in England noch vor dem großen Umschwung von 1688, der den Willen über den Geist zum Herren machte, ein Staatsphilosoph sich die Zerklüftung und Zersetzung der positiven Staatlichkeit durch den freischwingenden Geist betrachtete, kam er noch zu ganz anderem Bewußtsein und Forderung der Staatsautorität und Staatsallmacht über Menschen und Geistesleben. Es war Hobbes. Im späteren England und in Frankreich war das Positive des Staates: Macht, zusammengefaßte Gesamttätigkeit, sein gutes Gewissen, seine Lebenstätigkeit und seine unproblematische Zweckgesinnung nie in Frage gestellt. Eine starke öffentliche Meinung und uniforme Sitte verklammerte noch weiter das Staatsvolk. Man führte Jahrhunderte lang Eroberungskriege und ließ sich durch keinerlei religiöse, soziale oder politische Problematik in den Rücken fallen. Daher blieb jenes Positive meistens unbewußt; man konnte sich ganz der moralgeschwellten Verherrlichung von „Idealismus“, „Humanität“, Protest gegen den Staat widmen — weil es diese Einstellung nicht ernstlicher und gefährlicher Weise gab — und wohl auch gibt. Diese Völker fanden autonomes Gewissen, individuelle Kontrastierung, mit einem Wort die sogenannte Freiheit besonders erfreulich, weil sie wußten, daß der Staat feststand, und weiterhin sogar philo-

sophisch, weil es das Ungewöhnliche, Unwirkliche, Exzeptionelle, „Geistige“ war. In Deutschland machte man das Positive zum Problem und zur Forderung, weil man es nicht hatte — und darum wurde der deutsche Geist suspekt, ja verhaßt. Weil es Problem wurde, lehnte man sich gegen diese Gefährdung des Positiven auf; daß es Forderung wurde, das wies man von dem körperlosen Idealismus aus, in dem man, in Wahrheit von der unbewußten Positivität der Staatsmacht und Festigkeit gestützt, zu schweben meinte, mit Entrüstung zurück. Das ist insoweit ganz verständlich und logisch, und der richtige Kern jener Verantwortlichmachung Hegels für den sogenannten deutschen Staatsimmoralismus. Aber man verzichte wenigstens darauf, dies Wissen = schaft oder gar Philosophie zu nennen und, wie es im Vorwort des deutschen Herausgebers geschieht, noch ausdrücklich eine Bescheinigung des Idealismus dafür auszustellen.

In einen Aspekt der geschilderten westlichen Geistesform mit ihrer spezifischen Dialektik läßt uns **Karl Völter** in seinem lichtvollen Schriftchen „**Die religiösen Wurzeln des englischen Imperialismus**“ (Verlag von J. B. C. Mohr in Tübingen) einen Einblick tun. Er behandelt besonders Cromwell und die von ihm vertretene Ideologie von der Auserwähltheit des englischen Volkes: England muß große Geistesgüter verbreiten, dazu bedarf es der Weltmacht und besonders der unbedingten Seeherrschaft. Zuerst bestehen diese Geistesgüter im Reich Gottes, später in der Zivilisation, zuletzt in Freiheit und Demokratie. Dieses Bewußtsein hat zweifellos etwas Großes und Schönes und auch in einem Sinne Berechtigtes, nämlich in dem innersten Sinne des Calvinismus. Dieser erweist die Auserwähltheit durch die selbst- und zielsichere, erfolgreiche Tätigkeit, welche niemand England absprechen kann. Und die tiefere Bedeutung ist, daß wer es glaubt, es darum auch hat. Klein und widerwärtig wird diese Einstellung erst, wenn sie sich in einem schleimigen Pharisäertum nach außen lehrt, sich einen spezifischen Glorienschein der Selbstlosigkeit windet, während in Wahrheit die Mittel mindestens, zuweilen auch die Ziele überaus materielle und gewalttätige sind.

Das Gegenbild bleibt eben immer Bismarck, welcher ruhig und kühl das Materielle der Triebfedern der Welt aussprach, dabei aber von einer hohen Warte religiöser und ethischer Gesichtspunkte aus Friedenspolitik trieb, nachdem er die deutsche Einigung deren Feinden abgelistet und abgetroßt hatte. **Ernst Cahn** läßt uns einen Blick in die tieferen menschlichen Seiten seiner Politik tun, hier seiner Sozialpolitik. In Cahns warmherzigen, aus gläubig evangelischem Standpunkt heraus entstandenen Ausführungen von mustergültiger Allseitigkeit und Unparteilichkeit („**Bismarck als Sozialpolitiker**“, Derselbe Verlag) wird Bismarcks Größe volle Gerechtigkeit widerfahren gelassen, doch auch die Arbeiterbewegung wird mit feiner Einfühlung positiv bewertet. Cahn hebt voll und ganz die bahnbrechenden Verdienste Bismarcks auf diesem Gebiete heraus, zeigt aber auch seine Grenzen darin, die teils zeit- und umstandsbedingt waren, teils auch in seiner Persönlichkeit lagen. Als sein eigentlicher Feind erscheint auch hier die liberale Bourgeoisie, welche wie seiner nationalen Machtpolitik so auch seiner Sozialpolitik verständnislos und ablehnend gegenüberstand.

Mit der kleinen Schrift von **Ernst Michel**: „**Zur Grundlegung einer katholischen Politik**“ (Frankfurt a. M., Carolusdruckerei) wissen wir nichts Rechtes anzufangen. Man liest, interessiert sich für manche glückliche Wendung, glaubt hier und da einen tiefer leuchtenden Gedanken zu erhaschen und fragt sich am Ende doch, wohin zielt der Verfasser eigentlich? Zum Teil liegt das an der übergroßen Gedrängtheit der Gedankenentwicklung, die auch wertvolle Ansätze nicht zur Entfaltung kommen läßt, zum Teil aber auch an der gerade in der Schellerschen Schule gepflegten Manier, Trivialitäten mit einem ungeheuren Aufwand von hochzusammengesetzten geisteswissenschaftlichen Kategorien zu umkleiden, daß sie darunter ganz verschwinden, ohne jedoch diese stützen zu können.

Freiburg i. Br.

Erich Brod.

„Die Schweiz im deutschen Geistesleben.“

(H. Haessel, Verlag, Leipzig.)

Zwei der letzten Bändchen dieser schon stattlich angewachsenen Sammlung sind: „Wieland und die Schweiz“ von Emil Ermatinger und „Schweizerdichtung der Gegenwart“ von Eduard Korrodi.

Es ist kein schmeichelhaftes Bild, das uns Ermatinger von dem jungen Wieland entwirft: „Im Grunde seiner Seele von unsagbarer Nüchternheit, nur mit reichbelesener, beweglicher und verliebter Phantasie und virtuoser Sprachfertigkeit begabt, produzierte er, wo er gefühlvoll sein wollte, ölige Sentimentalität; wo er fromm sein wollte, eine aus Zynische streifende Schwärmerei; wo er phantasiereich sein wollte, Unsinn.“ Ein oberflächlicher Mensch ohne eigene Ideen, ein schauspielerisches Chamäleon von erstaunlicher Wandlungsfähigkeit, ein Dichter, dem die Poesie nichts war als ein Spiel mit bunten Bällen. So ungefähr lautet das Urteil. Hatte dieser ewig verliebte Schwärmer überhaupt ein Herz zu verschenken? „Man sucht es umsonst,“ sagt Ermatinger. „Es kommt nichts als tintebeschriebenes Papier zum Vorschein.“ — In den sieben Jahren seines Schweizeraufenthalts wechselt er drei- oder viermal seine Angebetete. Zuerst glüht er noch für Sophie Gutermann; aber bald heißt's: aus den Augen, aus dem Sinn. Dann schwärmt er platonisch (aber doch nur mehr oder weniger) für Frau Grebel-Vochmann; dann verirrt er sich in eine vernünftige Liebe zu Elisabeth Meyer von Anonau, dann in eine schöngeistige zu Julie Bondeli; lauter Einbildungen einer erhitzten Phantasie; lauter Amouren, keine Liebe. — Und nicht viel besser steht es um die dichterischen Anläufe. Episch, dramatisch, lyrisch, kritisch versucht er sich, bald fromm, bald aufklärerisch, — bald alttestamentlich, germanisch, christlich, antik, und kaum ein oder zwei Werke, in denen wirklich Erlebtes durchschimmert; keins, in dem er sich selber gibt.

Und dennoch hat er nicht umsonst in der Schweiz, nicht umsonst mit Bodmer, Geßner, Frau Grebel, Zimmermann, Julie Bondeli gelebt. „Wer will ermessen, sagt Ermatinger am Schluß, wieviel der Gedanken, der Stoffe, der Formen seines späteren Schaffens auf das Erleben in der Schweiz zurückgeht? Die Shakespeare-Übersetzung, seine Kenntnis von Dichtungen und Sagen des Mittelalters, aus denen er seine eigene Epik speiste, das Streben nach realistischer Wahrheit in der Menschenschilderung, dazu eine Anzahl oft wiederkehrender Motive, Situationen und Personen — all dies und noch manches andere dankt er der lösenden Bildungskraft seines Aufenthaltes in der Schweiz.“

Kein schmeichelhaftes Bild, wie gesagt, aber ein durchaus glaubwürdiges, aus gründlicher Kenntnis aller literarischen Quellen, namentlich der Werke und Briefe Wielands selber, geschöpftes Bild. Und zugleich ein bis in alle Einzelzüge anschauliches Bild des geistigen Lebens der Schweiz, vorab Zürichs und Berns, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, ein geistvoller und scharfsinniger Beitrag zur Kenntnis des Bodmer'schen Zeitalters unseres deutschschweizerischen Schrifttums.

In seiner Darstellung der „Schweizerdichtung der Gegenwart“ zeigt sich Eduard Korrodi beflissen, den zwei gegensätzlichen Strömungen, von denen unsere Literatur getrieben wird, gleichmäßig gerecht zu werden. In seinen Augen sind es zwei Generationen, die durch das Erlebnis des Weltkrieges getrennt worden sind: die alte Generation, heimat-treu, im Stoff und Geist ihrer Dichtung an der heimatlichen Wirklichkeit haftend, darum auch gestaltungsfroh, sinnlichanschaulich, mundartliebend und -übend; ihr gegenüber die neue Generation, wanderlustig, heimatflüchtig, weltbürgerlich begeistert und ins Ideenhafte, Seelengründige abschweifend, unsinnlich-symbolistisch gestaltend, los von der Mundart. Bei jenen, den Bodenständigen, Überlieferungstreuen entdeckt Korrodi die Gefahr der philisterhaft-idyllischen Selbstgenügsamkeit und Einkapselung; bei den andern, den Reingeistigen, den Expressionisten, wittert er die Versuchung zum Mystisch-Abstrakten, zur Entkörperung und Spiritualisierung der Sprache, zur Preisgebung des Rassen

und Nationalen. In Konrad Bänningers Gedichten, deren Sprache (nach Korrodi) zu einem bloßen Attribut der Gedanken geworden ist, erkennt er die nahe Selbstauflösung der Poesie. „Mit seinen Gedichten,“ gibt er zu, „hat diese durchaus in die Gedankendichtung mündende Bewegung sich bis zur Erschöpfung leidenschaftlich ausgesprochen... Das Antlitz der Schweizerdichtung ist um einen neuen Zug reicher, rein dichterisch gesehen fragwürdig geworden.“

So wägt er denn ab, einerseits — anderseits, läßt das Jünglein der Wage hin- und herwiegen, zu fein, um nur für die einen Partei zu nehmen, aber auch zu fein, um klar heraus zu sagen: dort ist der Weg. Den müssen wir gehen.

Wer eine Literaturperiode von widerstrebenden und sich kreuzenden Richtungen schildern will, wird ohne verallgemeinernde und vereinfachende Gegenüberstellungen schwerlich auskommen. Darum wird er aber auch die Wahrheit irgendwie vergewaltigen. So geschieht es auch bei Korrodi. Ich will nur drei Beispiele nennen, die sich seiner Zweiteilung widersetzen. Erstens Gotthelf. Kein Zweifel, daß er die Heimatdichtung der Schweiz geschaffen hat, den modernen bodenständigen Bauernroman im Besondern. Aber trifft ihn auch nur einer der Einwände, die Korrodi gegen die Heimatkunst erhebt oder erheben läßt? Ist etwa Heimatschutz sein „bescheidenes Programm“, wie Korrodi der Heimatdichtung vorwirft? Ist etwa die heimatliche Note „nur ein Ornament“ in seinen Romanen? Rührt er etwa nicht „an die tieferen Dinge des Lebens“? Wer ist, wer von den Modernen, im Unendlichen, Unfaßbaren, Geheimnisvollen verankert wie Gotthelf, dessen ganze saft- und farbenstrotzende Bauernwelt mit unzerreißbaren Stricken an den Himmel gebunden ist und an sich gar keinen Sinn hätte in Gotthelfs Kunst, wenn sie nicht, wie Ricarda Huch es ausdrückt, in den Sternenglanz einer höheren Welt getaucht wäre?

Das zweite Beispiel sei Conrad Ferd. Meyer, dessen „Kultur der Anschaulichkeit“ ihn mit nichts hinderte, sich in die tiefsten Charakterprobleme, in die „Abenteuer der Seele“, wie Jakob Schaffner es fordert, zu versenken. Ist er nicht ein schlagender Beweis dafür, daß die Großheit und Idealität des seelischen Schauens und Ringens sich so gut mit der plastischen Bildkraft des Erzählers als mit dem schwingenden Gefühl der Expressionisten verbinden kann?

Und Carl Spitteler? Und Heinrich Federer? Zu welcher Richtung, zu welcher Generation gehören sie? Ist Federer, der Dichter des „Dante“ und der „Jungfer Therese“, nur idyllischer Kleinmaler wie die Nur-Heimatsdichter, oder Seelenkundiger und Traumdeuter von mitschwingendem Gefühl wie die Steffen und Schaffner? Und Maria Waser, Grete Muer, Vili Haller, wohin gehören sie?

Die zwei Letztgenannten erwähnt Korrodi überhaupt nicht. Er erwähnt auch andere nicht, die es mehr verdienen als gewisse Lieblinge Korrodis aus der neuesten Schule. Er nennt unter den Erzählern weder Emanuel Stickselberger noch R. F. Kurz, weder Walter Siegfried noch Emil Koniger, weder Paul Siegfried noch Rudolf Schwarz; unter den Dyrkern scheint er William Wolfensberger und Gertrud Bürgi, Arnold Büchli, Eugen Hasler, nicht einmal Paul Haller und Fridolin Hofer zu kennen. Daraus wollen wir ihm keinen schweren Vorwurf machen; verwahrt er sich doch im Vorwort gegen eine etikettierende Aufzählung von Namen und darf das Recht in Anspruch nehmen, unsere Literatur zu zeichnen, wie er sie sieht und gern von andern gesehen haben möchte.

Allein dem Einseitig-Subjektiven gegenüber regt sich umso lebhafter das Einseitig-Subjektive im Leser. Und dieses läßt das zweideutige Einerseits-andererseits nicht gelten: einerseits die „uralemannische Seele“ des Schweizerdichters mit ihrer Sinnen- und Wirklichkeitsfreude, ihrer treuen Anhänglichkeit und Gebundenheit an die Heimat, und andererseits die nach allen Winden orientierte, d. h. desorientierte Seele des Modernen, dem die Heimat höchstens noch ein „Ornament“ und das eigene Volk eine obskure Abstraktion geworden

ist. Haben wir eine „Schweizerdichtung“, jetzt oder irgendwann, so sei sie schweizerisch; sie sei es in irgend einem, womöglich im höchsten Sinne; aber sie strebe nicht fort von uns und verleugne uns, sonst verleugnen wir sie auch. Nur die Weltkrisis des vergangenen Krieges, die alle wurzelschwachen Intellektmenschen aus dem Gleichgewicht gebracht hat, konnte diese Verirrung und Verwirrung stiften, daß auch Schweizer nicht mehr wußten, wo sie daheim waren und wo sie hingehörten, und daß es für vornehm galt und bei der Kritik eine Empfehlung war, wenn ein Schweizerdichter sich so fremdländisch wie möglich gebärdete.

Der Weltkrieg ist vorüber. Die Weltkrisis wird auch vorübergehen. Daß der Sturm auch die Wipfel unseres schweizerischen Hochwaldes durchwühlt und durchschütterte hat, wollen wir nicht beklagen; den Wurzeln aber, die festgehalten haben, dürfen wir auch künftig vertrauen. D. v. G.

Schwäbische Volkskunde.

August Lämmle, der volkkundige und volkliebende schwäbische Schriftsteller (den — nebenbei — weder die Schwäbische Literaturgeschichte von Krauß noch die Geschichte der deutschen Mundartdichtung von Friedr. Schön nennt) gibt im Auftrag des württembergischen Kultusministeriums und mit Unterstützung der Felix Schlayer-Stiftung eine Reihe von Bändchen zur Schwäbischen Volkskunde heraus (Verlag Silberburg, G. m. b. H., Stuttgart). Zwei sind erschienen: 1. **Der Volksmund in Schwaben** (Schwäbische Lebensweisheit und Spruchkunst in Sprichwörtern, Redensarten und Reimsprüchen), 2. **Die Volkslieder in Schwaben**, erste Reihe.

Die Sammlung verfolgt keinen gelehrten, sondern einen volkserzieherischen Zweck. Darüber spricht sich das Vorwort des Herausgebers so herzerfreulich aus, daß wir uns nicht versagen können, einige Stellen daraus abzudrucken, war's auch nur als Zeichen dafür, daß die Taube Noahs den Weg über die große Flut gewagt und die Insel gefunden hat, wo dem deutschen Volke neue Lebenshoffnung grünt und fester Grund und Boden für eine Volkskultur aus eigenen Wurzeln gedeihen kann.

„Es ist vor allem nötig, das Volk und das Vaterland wieder aufzubauen und so den Feind zu überwinden mit Waffen, die kein Vertrag und kein Haß vernichten kann. Es ist nötig, die Sehnsucht der deutschen Seele nach einer Heimat zu stillen, dem Leben Sinn und Bedeutung, Mittelpunkt und Ziel zu geben und unsere Menschen zur geistigen und seelischen Gemeinschaft zu führen...“

Was wollen wir also? Wir wollen kurz gesagt: Dienst am Volk. Damit hören alle Vorrechte und Unrechte, alle Überlegenheiten und Unterlegenheiten auf. Liebe und Brüderlichkeit ist da das einzige Gesetz, das Geltung und Achtung verschafft...

Unser Volk wird nicht heil und nicht satt dadurch, daß seine geistigen Menschen abseits Kolonien der Empfindsamkeit und der Weltweisheit gründen und das Volk den Verführern und Narren überlassen; unser Vaterland wird nicht gerettet dadurch, daß die Starken auf ihren Häusern sitzen und das Land dem Gefindel von Räubern und Dieben anheimgeben. Und die deutsche Bildung, Kunst und Gesittung wird nicht groß, wir kommen nicht aus der Barbarei heraus, solange nicht deutsche Lehrer, Erzieher, Künstler, Dichter die deutsche Heimat, deutsche Art, deutsches Leben, deutsche Sehnsucht in den Mittelpunkt und an das Ziel alles ihres Denkens, Fühlens und Wollens stellen.

Was wir wollen, ist also „völkisch“ im rechten Sinn, da wir ja an Stelle des zerflatternden und zermürbten Deutschlands ein bewußtes und zielbewußtes, innerliches und starkes Volk wollen...

Was wir wollen, ist nichts Neues. Es ist die alte Bewegung, die vor hundert Jahren Herder, Goethe, Arnim, Brentano, Jakob und Wilhelm Grimm und Uhland begannen, um das Leben und die Kunst auf den volkstümlichen

Überlieferungen, Kräften und Bedürfnissen aufzubauen. Wir wollen unser eigenes Gesicht behalten, nach unserem eigenen Gesetz leben und aus unsern eigenen Quellen trinken. Wir wollen verhindern, daß an Stelle des Eigenen ein entlehntes, uns nicht gemäßes, verwirrendes und vergiftendes Fremde trete.“

Die Anwendung auf die Schweiz und ihr literarisches Leben steht dem Leser frei. Stimmt es etwa nicht? D. v. G.

Ein Gelehrtenleben aus dem 17. Jahrhundert.¹⁾

Das Gelehrtenleben des Schlesiens Joh. Herbinus, das hier zum ersten Mal mit wissenschaftlicher Verwertung aller zu Gebote stehenden Quellen beschrieben wird, hat wenigstens in einem Punkte Bedeutung für die Schweiz, insbesondere für die Geschichte unserer Landeskunde: Herbinus hat, soweit wir wissen, die erste eingehende und anschauliche Schilderung des Rheinfalls bei Schaffhausen geliefert, zugleich auch genaue Beschreibungen des Rheinfalls bei Laufenburg und der Stromschnellen bei Rheinfelden und Schweizerisch-Koblentz. Es geschah das in einem 1678 in Amsterdam erschienenen, in lateinischer Sprache abgefaßten Werke „Über die wunderbaren Katarakte der Welt“, einer Frucht der großen, von 1664 bis 1670 ausgeführten Reise, die Herbinus eigentlich zu dem Zwecke unternommen hatte, in den protestantischen Ländern Europas Geldmittel für die Errichtung einer protestantischen Landesschule im polnischen Städtchen Bojanowa zu sammeln. Die Reise, die den gelehrten Naturbeobachter rheinaufwärts bis Schaffhausen führte, dehnte sich im Laufe der Jahre über die Niederlande, Norddeutschland, Schweden, Dänemark, die Ostseeprovinzen und bis ins russische Land aus und lieferte dem überall mit Naturbeobachtung beschäftigten Gelehrten die durch Augenschein verschärften Kenntnisse, die er in seiner Schrift über die Katarakte niederlegte.

Der schweizerische Geograph wird an diesem Werke, aus welchem Prof. Heinrich Bendel (von Schaffhausen) die wichtigsten Stellen über die schweizerischen Stromschnellen und Wasserfälle des Rheins in Übersetzung wiedergibt, nicht vorbeigehen. Und der Kulturhistoriker wird sich die allgemeine Bemerkung des Verfassers über die Naturauffassung im Zeitalter des Herbinus auch nicht entgehen lassen. „Zur Zeit des Herbinus, schreibt Prof. Bendel, scheint das Auge des Reisenden, ja selbst des aufmerksamen Forschers für anmutige Natureindrücke noch wenig empfänglich gewesen zu sein. Das Gewaltige und Schreckhafte in der Natur, das in der Menschenseele ein Nichtigkeitsgefühl wachruft, nahm das damalige Empfinden noch vorherrschend in Beschlag — eine Wirkung jenes gesamten geistigen und seelischen Milieus, das selbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Beobachten geschulte Naturen in seinem Bann zu halten vermochte.“

Die Schrift verdient durch ihren Inhalt und die streng wissenschaftliche Behandlung vor allem die Aufmerksamkeit des schweizerischen Geographen, weiterhin auch eines jeden, der sich mit der Geschichte der Gelehrsamkeit im 17. Jahrhundert befaßt. D. v. G.

Kreidolfs Biblische Bilder.

Wer von dem landes- oder vielmehr wandesüblichen religiösen Haus schmuck herkommt, muß vor Ernst Kreidolfs biblischer Bildermappe zunächst jedenfalls erstaunt, ja betroffen sein. Der schöne, allzu schöne Christuskopf, die pathetisch-bedeutenden Jüngergestalten, der verklärte Augenaufschlag der Frauen um Jesus: nichts von alledem kehrt hier wieder. Und auch wer die klassische

¹⁾ Heinrich Bendel. Magister Johannes Herbinus. Ein Gelehrtenleben aus dem 17. Jahrhundert. — Verlag Ernst Bircher N. & G. Bern und Leipzig. 1924.

religiöse Kunst des Nordens (von den Italienern ganz zu schweigen) noch in den Augen hat, mag zum mindesten erst einmal achselzucken, wenn nicht gar lächeln. Wenn wir nicht irren, hat man denn auch letztes Jahr in Zürich und St. Gallen mit Kreidolfs, des Blumen- und Zwergenmalers, biblischen Blättern nicht so recht was anzufangen gewußt und verlegenheitshalber die Blumenstudien und Märchenbilder der Ausstellung umso höher gerühmt. An Uhde und Gebhard fühlte man sich erinnert, doch sicher nur zum Teil mit Recht. Die Übereinstimmung, der Anklang waren doch eher in Außerlichkeiten aufzuzeigen, in Milieu und Raummotiv, besonders etwa in der Darstellung „Jesu als Gast“. Unbestreitbar, Kreidolfs Kunst hat sich von fremden Anregungen (sogar ihm im wesentlichen ganz fernestehenden Meister) befruchten lassen, nicht zuletzt auch in der Gestaltung biblischer Szenen. Aber daß sie dieses Andersartige völlig ins Eigene hineingearbeitet, gerade das bezeugt ihre ursprüngliche Kraft. Und jaßt die schönsten Blätter sind von diesem Eigenen bis in den letzten Linienzug durchglüht.

Von des Künstlers Märchen her findet man den Zugang vielleicht am ehesten zu seiner Darstellung der „Geburt Christi“: ein rechtes Fabulierbild! Was für ein goldiger Glanz geht von dem Kindlein aus, froh umflügelt, umtreut (möchte man's nennen) vom Blau der Himmelsfeten, der Engeln! Ein ganzer Kreidolf dies Blatt. Mag auch sein, daß manchen vorerst das Landschaftliche in der „Bergpredigt“ und im „Kinderfreund“ fesselt. Dort der wilde Waldkamm, über den ein paar Zacken herüberblicken als stimmungstarker Hintergrund, hier Jesus mit Kindern und Jüngern auf einer jener grünsamten, felsdurchstoßenen Alpenwiesen, auf denen Kreidolf sonst seine Märchenblumen spielen läßt. Schweizerische Bergmatten und Forste die natürliche Umwelt dieses Christus, kein Jordanland!

Dann wird die „Versuchung“ dem an Welti geschulten Betrachter wohl auch noch leicht eingehen. Diese märchenmäßige Traumvision vom Teufel, wie lebendig sie dasteht! Aber dieser Jesus daneben, dieser reine Tor, dieses naive gute Kind von Angesicht und Auge ist schon wieder eine echte Kreidolfsche Schöpfung, kennzeichnend für seine Kunst einer nichts weniger als leichtflüssigen, einer herben Kindlichkeit. Und uns macht diese Künstlerart besonders teuer ein gut Teil urschweizerdeutscher „Schwere“.

Etwas vom Wunderbarsten der gesamten Folge, wunderbar in der Bildwirkung, ist dann das Blatt mit den „klugen und törichten Jungfrauen“. Welche Ausgeglichenheit in der Gruppierung, in der Bewegung und Bewegtheit all der elf Gestalten; wie zart die Linienführung, die Handhabung des Lichts und der Farbe! Die Goldfunken der Ampeln, wie sie in sanftem Bogen aus dem weichen Violett des Vorraums dem Nachthimmel und dem Lichtgewand des Bräutigams entgegenschwingen. Ein eigener Reiz liegt über dem Bild, umso schwerer erklärbar, als der Künstler auf allen stimmungstüchtenden Schmuck der räumlichen Umgebung, auf jede Betonung des Orientalischen verzichtet hat.

Zu stärkstem Ausdruck echt religiöser Kunst aber dringen wir über dem innigen „Abendmahl“ und der erschütternden „Kreuzigung“. In beiden Darstellungen ist das Milieuhafte, das Figürliche bis an die Grenze des Möglichen vereinfacht, verkündlicht sozusagen. Herrlich das Gesicht des leidergegebenen Jesus beim letzten Mahl, ergreifend der eine kleine Zug, wie der Lieblingsjünger seinen Arm in den des Meisters schiebt. Und, um das Technische wenigstens zu streifen, ein achtungsgebietendes Können hat sich in der sicheren Charakteristik all der Jüngergestalten, zumal der Köpfe, auf so kleinem Format Genüge getan. Dann aber auf dem Blatt der „Kreuzigung“: die Kühnheit der drei überhohen Kreuzpfähle vor dem schwefelgrelten Jammer dieses Himmels, wer hätte die Kreidolf, dem Märchenzeichner, zugetraut!

Sie fordern inniges Nachgehen und Nachfühlen, diese drei bedeutendsten Bilder der Mappe, aber ihre ungewollte und darum echte Naivität, ihre unerhörte Innerlichkeit sichern ihnen einen Wert weit über den Tag hinaus. Man muß sich bloß wundern, daß sie nicht gleich von den Wänden der Ausstellung weg der Öffentlichkeit geschenkt wurden. Doch seien wir's zufrieden, daß sie

nun in der Hand eines Kunstfreundes vereinigt bleiben; zufrieden auch, daß der Rotapfel-Verlag sie in so äußerst sorgfältiger Nachbildung allen zugänglich macht. Hoffentlich verdrängen diese Mappenblätter recht bald den allzu verbreiteten religiösen Wandschmuck gewöhnlichen süßlichen Geschmacks. Auch der Preis steht dem nicht im Wege. H. B.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen oder angeführten Bücher.

- Vendel, Heinrich:** Magister Joh. Herbinus; Bircher, Bern 1924.
Cahn, Ernst: Bismarck als Politiker; Mohr, Tübingen.
Der diplomatische Briefwechsel Tswolski's 1911—1914; Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte, Berlin 1924.
Enquête Statistique sur les Armements Nationaux, Société des Nations, Genf 1923.
Ermatinger, Emil: Wieland und die Schweiz; Haessel, Leipzig.
Hobhouse, L. L.: Die metaphysische Staatstheorie; Meiner, Leipzig.
Jahrbuch des Wissenschaftl. Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich, Frankfurt a. M.
Lämmle, August: Der Volksmund, Die Volkslieder in Schwaben; Silberburg, Stuttgart.
Korrodi, Eduard: Schweizerdichtung der Gegenwart; Haessel, Leipzig.
Kreidolf, Ernst: Biblische Bilder; Rotapfelverlag, Erlenbach.
Varren, Karl: Der Adlerflug über den Rhein und den Äquator; Hobbins, Berlin 1924.
Lecomte, Colonel: L'Avenir de l'Armée Suisse; Edit. Forum, Neuchâtel, Genf und Paris.
Michel, Ernst: Zur Grundlegung der katholischen Politik; Carolusdruckerei, Frankfurt a. M.
Nicolai, W.: Internationale Spionage und ihre Bekämpfung im Weltkrieg; Koehler, Leipzig 1924.
Tiessen, Ernst: Versailles und Fortsetzung; Bownickel, Berlin 1924.
Tröltzsch, Ernst: Spektatorbriefe; Mohr, Tübingen.
Völter, Karl: Die religiösen Wurzeln des englischen Imperialismus; Mohr, Tübingen.
Widmann, Max: Josef Viktor Widmann, Ein Lebensbild; Huber, Frauenfeld 1924.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Hektor Ammann, Aarau — Carl Albrecht Bernoulli, Arlesheim — Dr. Karl Bertheau, Zürich — Dr. Gerhard Voerlin, Riehen — Erich Brod, Freiburg i. Br. — Arnold Büchli, Aarburg — C. — Emil Garraug, Basel — Prof. Otto v. Greyerz, Bern — Hermann Luz, München — Dr. Hans Mettler, Zürich — Dr. Hans Dehler, Zürich — Dr. E. Schneider, Bern.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstrasse 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.